

Drogen, Schmerz und Depressionen

■ Morphinum und Kokain als Medizin: die Krankenakte der Habsburger

Hanfigaretten gegen Asthma und Kokainzäpfchen gegen Schmerzen – was heute als Droge gilt, gehörte im 19. Jahrhundert mangels moderner Medikamente zur gängigen Behandlung. Sehr gut nachvollziehbar am ehemaligen Herrscher-geschlecht Österreichs, den Habsburgern. Die Dokumentation „Krankenakte Habsburg – Die Leiden von Sisi & Co.“ (siehe ZDF mediathek) begibt sich auf die Spuren der medizinischen Standards in der Kaiserzeit. Als Quellen dienten die Hofrezeptbücher.

Mit am prominentesten unter den Habsburgern: Kaiserin Elisabeth (1837 bis 1898), besser bekannt als Sisi. Getrieben von Schönheitswahn – sie war mehrere Stunden täglich mit der Pflege von Haut und Haar beschäftigt – und exzessivem Sport. Dazu kamen diverse Hungerkuren (z.B. tagelang nur Milch

oder nur Obst). Ihr Lebensstil trieb sie offenbar förmlich in Erschöpfung und Depression. „Sisi“ litt zeitweise auch an Husten, wogegen sie Cannabis-Zigaretten bekam. Aus Indien importiert, sollten diese das System beruhigen und den Husten lindern, so die Historikerin Katrin Unterreiner.

Später von Rheuma und Ischias geplagt, bekam Elisabeth, die 1898 im Alter von 61 Jahren erstarb, zur Schmerzlinderung Kokain intravenös gespritzt. Der Droge den Weg gebnet hatte nicht zuletzt Sigmund Freud, der Kokain zeitweise nicht nur fleißig selbst konsumiert hatte, sondern es auch als Wundermittel gegen Erschöpfung und Depression anpries.

Neben Kokain gehörten auch Morphinum, Opium und Kodein zur Hausapotheke. So wie bei Erzherzog Franz Ferdinand (1863-1914), dessen Ermor-



Morphium gehörte zur medizinischen Behandlung im 19. Jahrhundert.

Foto: (c) ZDF und Red Monster Film

dung beim Attentat von Sarajevo eine Krise auslöste, die zum Ersten Weltkrieg führte. Ihn erwischte die weit verbreitete Tuberkulose, von der ihn offenbar eine einjährige Kur in Ägypten befreite. Als Spätfolge aber blieb starker Husten, der mit Morphinum und Opium-Gurgelwasser bekämpft wurde.

Mit zu den gesündesten Habsburgern zählte Franz Joseph I. (1830-1916). Der langjährige Kaiser war kaum krank, aber starker Raucher. Und konsumierte

offenbar Unmengen an Kodein. Sein Gesundheitsrezept ansonsten: viel Bewegung, vor allem bei der Jagd im Salzkammergut. Als er den Ersten Weltkrieg „lostrat“, war er 84 und offenbar unter dem Eindruck starker Schmerzmittel, um nicht zu sagen Drogen – ob er überhaupt fähig war, die Amtsgeschäfte auszuüben?

Zu den gängigsten Erkrankungen vor allem der Männer zählten im 19. Jahrhundert Geschlechtskrankheiten wie

Syphilis und Gonorrhöe. 1879 registrierten die Wiener Spitäler 8107 Fälle von Syphilis, knapp zwei Prozent der Bevölkerung. Der unglückliche einzige Sohn von Kaiserin Sisi und Kaiser Franz Joseph I., Kronprinz Rudolf, erkrankte an Tripper.

Gegen die Schmerzen erhielt auch er Kokainzäpfchen. Offenbar wurde auch eine Wirkung des Kokains auf Depressionen erhofft. Vergeblich: Er nahm sich mit Anfang 30 das Leben. **(hin)**

Von Zucker bis Opium

■ Wie Rausch- und Genussmittel Europas Gesellschaft in der frühen Neuzeit verändert haben

Kaffee, Tee, Tabak und sogar Zucker, aber eben auch Opium – mit ihrer Ankunft in Europa ab dem 17. Jahrhundert galten all diese bis dato unbekannten neuen Konsumgüter als Rauschmittel. Inwiefern sich die Gesellschaft dadurch veränderte, erforscht unter dem Titel „Intoxicating Spaces“ (berauschende Räume) ein einzigartiges EU-Forschungsprojekt. Ein Netzwerk europäischer Historiker eruiert die Folgen, die die ab dem 17. Jahrhundert aus Übersee eingeführten Rausch- und Genussmittel bis ca. 1850 auf den öffentlichen Raum hatten. „Wir wollen herausfinden, welche gesellschaftlichen und politischen Folgen die neu entstehenden Genussräume mit sich brachten und wie sich der Umgang mit den Rauschmitteln im Laufe der Zeit veränderte“, erläutert Professorin Dr. Dagmar Freist, die das Projekt an der Oldenburger Carl-von-Ossietzky-Universität leitet. Forschungspartner der Niedersachsen sind die Universitäten in Sheffield (Großbritannien), Utrecht (Niederlande) und Stockholm (Schweden). Und während die Corona-Pandemie die Arbeit der Wissenschaftler behindert, verändert sich auch ihr Blickwinkel auf die „Intoxicating Spaces“: Die frühen neuen Rauschmittel waren angesichts der damaligen Pest-Epidemien nämlich auch dank der ihnen zugeschriebenen medizinischen Wirkung erfolgreich in Europa.

Im Fokus des Oldenburger Forschungsvorhabens liegt die Stadt Hamburg, die schon in der Frühen Neuzeit zu den bedeutendsten europäischen Häfen gehörte. „Bis ins 18. Jahrhundert war Zucker eine Hauptstütze der Hamburger Wirtschaft“, weiß Gabrielle Robilliard, Postdoktorandin an der Oldenburger Universität. Nachdem die Portugiesen im 16. Jahrhundert die Zuckerrohr-Produktion in ihrer Kolonie Brasilien ausbauten, wurde die süße Substanz auch in der „Alten Welt“ breiter verfügbar. Und Zucker, das früheste der neuen Rauschmittel, tauchte in damaligen Rezepten auch als Medizin auf: Laut Pestverordnung des Hamburger Stadtarztes Johann Bökel von 1597 sollten „kleine Zuckerkuchen“ eingenommen werden, um „schlechte Luft“ abzuwehren, die man damals als Epidemie-Ursache ausgemacht zu haben glaubte. Die Pestzeiten waren daher auch rauchige Zeiten, um die Luft „auszutrocknen“. Als Tabak Anfang des 17. Jahrhunderts in Europa alltäglich wurde, pries man ihn dem Laienpublikum als Allheilmittel für eine lange Liste menschlicher Krankheiten an, einschließlich Pocken, Syphilis und Krebs.

„Psychische Linderung“ durch Rauschmittel in Pestzeiten

Haben die Menschen vielleicht also auch auf Tabak zurückgegriffen, weil er ihnen in katastrophalen Zeiten Erleichterung verschaffte? „Die Rauschmittel dürften in Pestzeiten auch für psychische Linderung gesorgt haben“,

nennt Forschungsmitarbeiterin Dr. Robilliard im Gespräch mit dem EPPENDORFER einen Aspekt, der durch die Corona-Pandemie ganz neue Aktualität bekommt. „Das Kauen und Ausspucken von Tabak etwa wurde als vorbeugende Maßnahme gegen die Pest empfohlen, aber es gibt durchaus Anzeichen, dass man diese Praxis auch als psychisch lindernd verstand.“ Konnten sich Rauschmittel in Zeiten von Krankheits-epidemien also besser oder auf neue Weise etablieren?

Zuckerkuchen als Pest-Prophylaxe

In Bezug auf die von ihm zur Pest-Prophylaxe empfohlenen Zuckerkuchen betonte Stadtarzt Johann Bökel interessanterweise schon im 16. Jahrhundert, dass diese Kuchen „mit Vorsicht und Bescheidenheit verzehrt werden sollten, damit man sich nicht zu sehr an sie gewöhnt“ – eine frühe Warnung vor dem Suchtpotenzial von Rauschmitteln. Die Wissenschaftler erforschen anhand historischer Schriftstücke wie Tagebücher, Zollbücher, Warenlisten, Zeitungen oder Gerichtsakten, inwiefern durch den zunehmenden Konsum und Handel von Rauschmitteln neue öffentliche Räume in der Stadt entstanden.

Bis 1713 war Rauchen, Kauen und Schnupfen von Tabak etabliert

Erforscht und verglichen werden soll der Einfluss der neuen Rauschmittel auf



Saufen wir uns gleich zu tode so geschieht doch nach der Mode

„Saufen wir uns gleich zu tode so geschieht doch nach der Mode“ ... Gezeichneter Blick in ein frühes Kaffeehaus. Quelle: Museum der Arbeit

vier städtische Siedlungsräume zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert: Amsterdam, London, Stockholm und Hamburg. Diese Städte erfuhren zwischen 1600 und 1850 einen enormen ökonomischen Aufschwung wie auch großen Bevölkerungszuwachs. Somit waren sie auch Orte, in denen sich Konsumgewohnheiten und soziale Praktiken unter dem Einfluss dieser Waren etablieren und verändern konnten. Bis 1713 war etwa das Rauchen, Kauen und Schnupfen von Tabak europaweit etabliert; Pfeifenrauchen wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend mit Freizeit und (männlicher) Geselligkeit verbunden.

Abhängigkeit von Rauschmitteln geht zurück auf die Versklavung

Die europäische Expansion seit dem 15. Jahrhundert beruhte zum einen auf der Entstehung neuer transozeanischer Handelsbeziehungen, zum anderen auf

der Kolonialisierung großer Teile der damals bekannten Welt. Die steigende Nachfrage in Europa nach Zucker, Tabak und Kaffee wurde von Plantagen in der Neuen Welt gedeckt, die Weißen gehörten und auf denen versklavte Schwarze arbeiteten. Unsere Abhängigkeit von Rauschmitteln wie Koffein, Nikotin oder auch Zucker geht zurück auf die Versklavung von Millionen afrikanischer Arbeiter.

Entstehen neuer Orte wie Kaffeehäuser und Teestuben

So kamen völlig neue Konsumgüter nach Europa. Diese Produkte veränderten Ernährungsweisen, soziale Gewohnheiten und auch Formen der Geselligkeit. Die städtischen Strukturen wandelten sich, es entstanden völlig neue soziale Orte, an denen diese Rausch- und Genussmittel verkauft und konsumiert wurden. Dazu zählten Apotheken, Kaffeehäuser, Tavernen, Theater und Teestuben, aber auch Bordelle und Marktplätze. „Es setzte in Hamburg ein gewaltiges Wachstum an neuen Läden ein“, schildert Robilliard. „Der Vertrieb von Tee und Kaffee etwa war – außerhalb der durch Zünfte geregelten Wirtschaft – durch städtische Lizenzen geregelt. Zunächst nur für das Ausschütten in den Kaffee- und Teehäusern, ab den 1730er Jahren dann auch der Verkauf von Ware in Kramerläden, Buden und im Großhandel.“ Wie die damaligen Wirtschaftshäuser seien Kaffeehäuser sehr soziale Räume gewesen. Die Kaffeehäuser, die sich im späten 17. und im frühen 18. Jahrhundert um die Börse und das Rathaus etablierten und in denen man sich – neben dem Billardspiel – in Zeitungen über die neuesten Entwicklungen informieren konnte, waren in besonderer Weise mit dem Geschäftlichen assoziiert: „Dort knüpfte man Kontakte zu wichtigen Leuten, das waren Schalt- und Waltpunkte im Geschäftsleben.“

Erste „psychoaktive Revolution“: Debatte über giftige Wirkungen

Das Leben wurde freier. Zugleich aber entbrannte eine Debatte über die bewusstseinsverändernden und giftigen Wirkungen der neuen Genüsse, sodass die Forschung diese Entwicklung als erste „psychoaktive Revolution“ be-

zeichnet. Betrachten wir dazu die Opiumhöhlen, die – ausgehend von China und angetrieben durch die Rekrutierung billiger chinesischer Arbeitskräfte auf europäischen Schiffen – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in hiesigen Hafenstädten aus dem Boden schossen. Vor allem Hafen- und Industriearbeiter gehörten hier zur Kundschaft, nutzten das als Medizin verstandene Rauschgift nach hartem Alltag als Beruhigungs- und Schlafmittel. „Opium ist schon seit dem Altertum bekannt“, verweist der ebenfalls über „Intoxicating Spaces“ forschende niederländische Historiker Dr. Stephen Snelders (Universität Utrecht) etwa auf den Drogenkonsum des römischen Kaisers Marc Aurel. Gerade in Pestzeiten habe der getrocknete Saft der Mohnblüten als vorbeugendes Mittel gegolten – einst als Tablette, später dann – nach dem Vorbild portugiesischer und holländischer Seeleute – in gerauchter Form. Dass Opium abhängig macht, sei überhaupt erst ab Ende des 18. Jahrhunderts thematisiert worden.

Drogenwirtschaft in der Illegalität größer und krimineller geworden

„Wegen der eigenen großen pharmazeutischen Industrie war auch Deutschland nicht interessiert daran, konsequent gegen den Drogenmissbrauch vorzugehen“, zieht Snelders eine Bilanz seiner Forschung. So seien Drogengesetze international erst in den 1920er Jahren eingeführt worden – nach dem 1. Weltkrieg wurde ein entsprechender Passus in den Versailler Vertrag aufgenommen. „Das aber hat den Drogenhandel erst richtig angefeuert“, sagt Snelders. War das Rauschgift in den Opiumhöhlen noch sehr privat konsumiert worden, sei die Drogenwirtschaft in der Illegalität nur größer, krimineller und gefährlicher geworden. „Man nimmt Drogen nicht als Individuum, sondern als Mitglied einer Gruppe, einer bestimmten Kultur. Wenn die soziale Umgebung sich verändert, entstehen neue Problemkonstellationen.“ Ein geschichtswissenschaftlicher Denkanlass auch für unsere Gegenwart und die Diskussion über den Konsum von Cannabis.

Klaus Frieling

Einen Beitrag zur Geschichte des Opiums als einer einstigen psychiatrischen Standardbehandlung lesen Sie in Kürze auf www.eppendorfer.de